be THRILLED

SAGE DAWKINS

# BLUT ASCHE

EIN STEPHEN LANG THRILLER

# Inhalt

Cover
Weitere Titel der Autorin
Über dieses Buch
Über die Autorin
Titel
Impressum
Widmung
Prolog
1
2
3
4
5
6
7
8
9

10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40

41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
Epilog

# Weitere Titel der Autorin

*Dunkle Ufer*
*Leichenbraut*

# Über dieses Buch

Ein nächtliches Feuer in einem abgelegenen Strandhaus in Wales. In dem Cottage wird eine verkohlte Frauenleiche gefunden, die Glieder zu allen Seiten ausgestreckt. Offenbar handelt es sich um einen Unfall, die Frau war Kettenraucherin. Doch Danica Hunter vom Ermittlungsteam für Serienmorde fällt auf, dass es weitere Brände gab, bei denen Frauenleichen in derselben Position gefunden wurden. Als sie und ihr Chef, Inspector Stephen Lang, tiefer graben, müssen die Ermittler schockiert feststellen, dass die Morde an diesen Frauen live ins Darknet übertragen und tausendfach geteilt wurden. Und es kommt noch schlimmer: Der Killer kündigt einen weiteren Mord an. Das nächste Opfer soll eine junge Polizeianwärterin werden – doch wer und wo? Es beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit …

# Über die Autorin

Sage Dawkins machte sich gleich zu Beginn ihrer Autorenkarriere einen Namen als Spezialistin für die dunklen Seiten der menschlichen Natur. Als Studentin der deutschen und englischen Literatur und mit viel Berufserfahrung im internationalen Management war sie geradezu prädestiniert dafür, düstere Thriller und Krimis zu erschaffen. Folgerichtig kündigte sie ihren sicheren und gut bezahlten Job, um ein Studium zur Drehbuchautorin zu absolvieren. Seither ängstigt sie mit großer Freude und einer unverwechselbaren Autorenstimme alle, die es wagen, ihre Filme zu sehen oder ihre Geschichten zu lesen.

Sage Dawkins

# BLUTASCHE

Ein Stephen Lang Thriller

beTHRILLED

Originalausgabe

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Dieses Buch wurde vermittelt von der Literaturagentur erzähl:perspektive, München (www.erzaehlperspektive.de)

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Uwe Voehl
Lektorat/Projektmanagement: Rebecca Schaarschmidt
Covergestaltung: Christin Wilhelm, www.grafic4u.de unter Verwendung von Motiven © Shutterstock: sumstock | Yeltsova Margarita
eBook-Erstellung: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-7729-3

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Das Weib ist ein minderwertiges Wesen, das von Gott nicht nach seinem Ebenbilde geschaffen wurde. Es entspricht der natürlichen Ordnung, dass die Frauen den Männern dienen.

Kirchenvater Augustinus, 354–430

# PROLOG

**Wales**

Gierig saugt er die köstlichen Aromen tief in Nase und Rachen, leckt sich die Lippen, ohne den Blick von den mittlerweile knusprigen Hautschichten zu wenden. Die Röstaromen kitzeln seine Sinne, lassen Erinnerungen hochkommen an Sonntage und an Mutters Braten. Nachdem die Familie von der heiligen Messe heimkam, pflegte man zusammen zu speisen, gekleidet in Sonntagskleider, vom guten Geschirr, das seit fünf Generationen an die älteste Tochter vererbt wurde. Der Blick in die Vergangenheit erfüllt ihn mit Wärme, selbst hier, inmitten der Flammen, die sich vom Bett aus über das ganze Zimmer ausbreiten.

Angefacht vom Züngeln des Feuers, wirbeln die Luftschichten, verdichten sich, sodass er den auf dem Bett ausgebreiteten Frauenkörper nur noch verschwommen sehen kann. Seine Zunge schiebt sich langsam zwischen den Lippen hervor, leckt über den rechten Mundwinkel, schmeckt das Blut,

das langsam zu seinem Kinn hinunterfließt. *Sie* schmeckt metallisch. Wie erwartet hatte sie sich heftig zur Wehr gesetzt, gekratzt, gebissen und geschrien und ihn zufriedengestellt. Manche standen auf die ruhigen, schüchternen Mädchen, deren Verschwinden kaum jemand bemerkte. Andere bevorzugten die selbstbewussten, die starken Kämpferinnen, die so taten, als hätten sie keine Angst. Ihm war das egal, er ließ sich von seiner jeweiligen Laune leiten. Heute war ihm nach Kampf gewesen, er wollte Gegenwehr spüren, Widerstand. Kein Geheule und Gejammer und schon gar nicht das Betteln um ihr erbärmliches Leben. So wie er die Vielfalt liebt, genießt er auch die Herausforderung, sich dem Unerwarteten zu stellen, sich mit dem Schicksal zu messen und zu gewinnen. Nein. Zu triumphieren.

Tränen strömen ihm die Wangen herab, der Rauch brennt ihm in den Augen. Es wird Zeit zu gehen.

Als er den Raum verlässt und die Tür hinter ihm ins Schloss fällt, knurrt sein Magen, und vom Geruch des bratenden Fleisches läuft ihm das Wasser im Mund zusammen. Vor der Rückkehr nach Hause wird er noch einen Abstecher zum Burgerladen an der Ecke machen. Zwei, drei auf Flammen gegrillte Hamburger sollten reichen. Die können sich zwar nicht mit Mutters Braten messen, werden aber ihren Zweck erfüllen und ihn satt machen.

Ja, ihre Sonntage waren heilig, etwas ganz Besonderes. Mutter machte jeden einzelnen zu einem Familienfest, so ähnlich wie Weihnachten, nur ohne Geschenke.

# 1

**Felsküste, Pembrokeshire-Coast-Nationalpark**

Eine Welle erhob sich vor dem Fischkutter, der dagegen wie eine Nussschale wirkte. Der Junge sah nach oben, ergriff die Reling und ging in die Hocke, als eine weitere Wand aus Eiswasser über ihm zusammenbrach. Die halbe Nacht kämpften sie schon gegen die Brecher, versuchten verzweifelt, eine schützende Bucht an der Küste zu erreichen. Das Fischerboot tanzte auf den meterhohen Wogen des Atlantiks, kippte von einer Seite zur anderen wie die Stehauffigur aus der Spielzeugkiste eines Dreijährigen. Sturmwind peitschte den Regen unter das Ölzeug des jungen Fischers. Die steif gefrorenen Finger bluteten, klammerten sich verzweifelt am Tau fest, auch wenn sein Körper am Laufdraht festgeleint und gesichert war. Halb blind vom Orkan spähte er Richtung Küste, dann hoch zum Führerhaus. Der Kapitän schrie durch das offene Seitenfenster gegen den Sturm an.

»Sieh… du w…?«

Der junge Mann sah hoch, winkte, doch der prasselnde Regen ließ die Scheiben der Fahrerkabine erblinden.

»Liiiicht!«, schrie er, so laut er konnte. »Der Leuchttu…« Der Satz wurde ihm von den Lippen gefetzt, als ein Wellenkamm mit geballter Kraft das Fischerboot in die Seite schlug und ihn von den Beinen riss. Sein schlanker Körper flog über die Planken in Richtung tosende See, bis er für einen Augenblick in der Luft zu stehen kam, zurückgerissen wurde und hart auf Deck aufschlug. Er stöhnte, als das Gurtgeschirr sein Leben rettete, sich schmerzhaft in seinen Torso biss und ihm innerhalb von Sekundenbruchteilen die Luft aus Bauch und Lunge presste. Ächzend kämpfte er sich an der Reling hoch, sah zum Leuchtfeuer an Land, einem Versprechen von Sicherheit, das die Finsternis zerriss.

»Der Leuchtturm!«, brüllte er, als die Lunge es ihm erlaubte. Offenbar hatte der Bootsführer das Licht auch gesehen, denn der Kutter drehte Richtung Festland.

»Gott sei Dank«, murmelte der Achtzehnjährige, während er die gemarterten Glieder zum Aufstehen zwang. Die Hoffnung auf einen sicheren Hafen mobilisierte seine letzten Kräfte.

**Grandstone, Wales**

Die freiwillige Feuerwehr von Grandstone war in Alarmbereitschaft. In der Wache wimmelte es von Feuerwehrleuten, manche zogen sich hektisch um, während andere bereits zu den Fahrzeugen liefen, in die Kabinen kletterten und die Motoren starteten. Es brannte nicht oft in der Gegend, und nun kam der Alarm keine zwei Tage nach Silvester, wo die Hälfte der Mannschaft noch die Nachwirkungen der Familienfeiern auskurierte.

Schlaftrunkenen Blickes setzte sich der Einsatzleiter Michael »Mick« Terfel ans Steuer, schaltete die Sirene ein und fuhr als Erster aus dem Gebäude, gefolgt von drei weiteren Fahrzeugen. Die Löschfahrzeuge rumpelten über die einsamen Straßen hoch zur Steilküste, während ihre Scheinwerferkegel und das Martinshorn unerbittlich die Stille der Nacht zerschnitten. Die beiden Feuerwehrmänner neben dem Einsatzleiter saßen zusammengesunken auf der Fahrerbank und blickten ebenso müde durch die regennasse Windschutzscheibe wie er.

»Wo brennt's denn?«, nuschelte einer und rieb sich den Schlaf aus den geschwollenen Augen.

Der Einsatzleiter drehte das große Lenkrad mit festem Griff, das schwere Fahrzeug bog in die Dunkelheit und polterte über die Pflastersteine der Landstraße, die zu den Klippen führte. Hart wechselte er den Gang, der Motor dröhnte grollend auf, verschluckte fast seine Worte.

»Die Seenotrettung hat das Feuer gemeldet. Es ist wohl eines der Strandhäuser auf den Klippen. Ein Fischkutter hat es mit dem Leuchtturm verwechselt und ist auf eine Sandbank aufgelaufen.«

»Ob da noch was übrig ist, bis wir ankommen? Das sind doch alles mittelalterliche Cottages, die brennen wie Zunder.«

Die Stimme seines Kameraden klang besorgt.

»Mag sein, aber wenn wir Glück haben, hat der Sturm das Feuer in Schach gehalten, vielleicht sogar gelöscht.«

Der junge Einsatzleiter trat das Gaspedal durch, und das schwere Gefährt quälte sich die Anhöhe hoch.

## Brandruine nahe Grandstone

Noch am späten Vormittag kämpfte das Tageslicht einen verzweifelten Kampf gegen die drückende Schwere des Sturmhimmels, der über Wales hing. Das sonst saftige Grün der grasbewachsenen Hügel über den Klippen des Pembrokeshire-Coast-Nationalparks trug einen Grauschleier, so wie die ruhiger werdende See und der wolkenbedeckte Januarhimmel. Getragen vom Wind wogte feiner Nieselregen in Wellen über die triste Szenerie. Von den verkohlten Überresten des alten Cottage erhoben sich vereinzelt weiße Rauchschwaden, wo der Regen auf schwelende Fragmente der ehemals tragenden Holzkonstruktion und des eingebrochenen Reetdaches traf.

Mick Terfel wollte nicht noch einmal in die Brandruine, aber er musste. Das war sein erstes Brandopfer, und er war der zuständige Brandsachverständige des verschlafenen Örtchens Grandstone, das sich circa zwanzig Kilometer entfernt und auf halbem Wege zu Haverfordwest befand. Er zog den Kopf tiefer in den Kragen seiner wetterfesten Feuerwehrjacke, sah die ratlos dreinblickenden Beamten erwartungsvoll an, als er ins ehemalige Schlafzimmer des Ferienhauses trat.

»Und? Was meint ihr? Kurzschluss?«, fragte er und kräuselte angespannt die Nase. Man konnte ihm am Gesicht ablesen, dass er Angst vor einer Antwort hatte, die etwas anderes besagte.

»Sieht ganz danach aus«, erwiderte DI Foster, der Polizeichef von Grandstone, dem ganze drei Beamte unterstanden. Er zeigte auf den gusseisernen Heizkörper, von dem verbrannte Lackschichten abblätterten und dessen Rollen ebenso wie das Verlängerungskabel weggeschmolzen waren. »Alte, anfällige Stromleitungen, Lehmwände mit Stroh verputzt. Keine Steckdose im Schlafzimmer, und sie hat zwei

Verlängerungskabel benutzt. Kein Wunder, dass es zu einem Kurzschluss kam.«

Zufrieden mit der Antwort des Polizeimeisters bekräftigte der Einsatzleiter der Feuerwehr diese noch mal: »Sie muss tief geschlafen haben, hat es wohl nicht mitbekommen, als das Feuer ausbrach.«

Dann sah er besorgt zum jungen Constable, der neben ihm stand. Sein blasses Gesicht lief grünlich an, während er flach zu atmen versuchte, nur um den Mund nicht zu weit zu öffnen. Brandgeruch lag in der Luft, der beißende Gestank von Ammoniak und verschmortem Plastik, unterlegt mit dem Duft gebratenen Fleisches und nassen Strohs.

Terfel nickte dem jungen Polizisten zu, zeigte auf den Ausgang. Der Mann rannte hinaus, gerade rechtzeitig, um sich außerhalb des Brandschauplatzes zu übergeben.

Die verbliebenen Beamten blickten mitleidsvoll auf das vom eingebrochenen Reetdach freigeräumte Bett und auf den verkohlten Torso, der in der Mitte lag und von einem Mann in weißem Overall begutachtet wurde. Die verkohlten Arme und Beine der Leiche waren durch das einstürzende Dach größtenteils zerbröselt worden, aber der Körperstumpf lag, wie es schien, entspannt in der Mitte.

DI Foster nickte grüblerisch, sah zum Coroner, der sich über die Leichenreste beugte.

»Was meinen Sie? Vielleicht hat sie auch Schlaftabletten genommen oder sich einen hochprozentigen Gute-Nacht-Trunk gegönnt.« Der letzte Satz des Polizeichefs von Grandstone klang mehr nach einer Feststellung als nach einer Frage.

»Würde ich auch sagen, was sollte es sonst sein? Unfall, vielleicht sogar Selbstmord?« Der Rechtsmediziner zeigte auf eine zerbrochene Scotch-Flasche neben den Bettresten, als wäre

das Antwort genug auf DI Fosters Frage. »Es ist ein Mythos, dass die Selbstmordraten zu Weihnachten explodieren. Die Zahl der Sterbewilligen steigt rapide an Neujahr und in den ersten zwei Wochen im Januar an. Man denkt über sein Leben nach, zieht Bilanz, ist einsam, eine verschleppte Depression kocht hoch, es stehen ein paar Schlaftabletten und eine Flasche Scotch herum, und peng, ist man tot, obwohl man es eigentlich gar nicht wollte.«

Der Coroner zuckte mit den Schultern und machte Platz für den Zinksarg, der von seinen Mitarbeitern hereingetragen wurde. »Aber das ist alles Spekulation, mehr kann ich nach der Obduktion verraten. Da heute aber der dritte Januar ist, würde ich die Laborwerte nicht so schnell erwarten.«

# 2

**Cornwall, einige Monate später**

*Ihr Körper glüht vor Anstrengung, die ihr der Kampf abverlangt. Sie presst den auf ihr liegenden Körper von sich, greift in die Fratze, die über ihr schwebt, bohrt ihre Finger in die Augenhöhlen. Doch der Mann über ihr spürt keinen Schmerz. Sein irres Lachen hallt von den Wänden der Katakombe wider, immer lauter und lauter. Er drückt sie nieder, bis sie sich nicht mehr bewegen kann, völlig gelähmt ist. Sein Gegacker verstummt, sein Gesicht senkt sich zu ihrem. Ein Speichelfaden fließt zäh aus seinem Mundwinkel, tropft auf ihre Wange, brennt wie Säure. Er starrt sie an, die hervortretenden Augäpfel ähneln gelblichen Billardkugeln, die gleich aus den Höhlen fallen. Dann bleckt er die Zähne, zischt: »Hab ich dich.«*

Das große Ungetüm zu ihren Füßen jaulte alarmiert auf, als Julias verzweifelter Schrei die nächtliche Stille durchbrach und sie schweißgebadet im Bett hochschreckte. Die Hitze aus ihrem

Inneren verbrannte ihre Haut, röchelnd riss sie die Decke von sich, ihre rechte Hand fasste automatisch nach ihrem Hals, dort, wo sie noch immer seinen Würgegriff spüren konnte. Angst schwappte durch jede ihrer Zellen, ließ den Puls rasen. Sie atmete tief und lange ein, verlangsamte bewusst den Atem, eine Übung, die sie beim Yoga gelernt hatte und die ihr mehr half als alle Traumatherapiestunden bei den drei Seelenklempnern, die sie bisher konsultiert hatte. Nachts, wenn das Unterbewusstsein sie schutzlos dem Grauen in ihrem Inneren auslieferte, konnte sie sich nicht wehren. Jetzt, da sie wach war, schon. Das Bewusstsein siegte, und mit jedem achtsamen Atemzug beruhigte sich ihr Herzschlag. Julias Blick wanderte automatisch, wie jede Nacht, zum Wecker auf dem Beistelltisch. Er zeigte den dritten März an, die Stunde: 02:33 Uhr.

Sie war nicht überrascht. Die Uhrzeit hatte sich letzten November in ihr Hirn und ihren Biorhythmus gebrannt, denn der Albtraum kam regelmäßig immer um die Zeit, wie ein Echo des Geschehens, das nicht verhallen wollte. Selbst jetzt folterte *ER* sie noch aus dem Grab heraus. Sie, die davongekommen war. Die sich erfolgreich gewehrt, ihn verletzt hatte, die ihn eigenhändig zerfleischen wollte für das, was er all den Frauen und Marie angetan hatte. Ihre Qualen waren im Vergleich dazu nichts.

Wie es in Maries Geist aussah, konnte sie sich nicht vorstellen, wollte es auch nicht. Ihre ehemalige Studentin und Mentee hatte wie sie überlebt, wenn man das Leben nennen konnte. *ER* hatte sie tagelang bestialisch gequält, brutal vergewaltigt und ihr die Haut in Streifen geschnitten. Ihr Körper würde heilen, verunstaltet von Narben, die sie jede Sekunde ihres restlichen Lebens an das erinnern würden, was ihr von einem Mann angetan wurde. Aber ihr Geist konnte es

nicht, das sagten zumindest die Fachärzte der schottischen Spezialklinik, in der sie seit ihrer Rettung behandelt wurde. Julia fröstelte, schämte sich für den Gedanken, dass es vielleicht besser gewesen wäre, hätte ihre junge Assistentin nicht überlebt. *Dann hätte sie zumindest Frieden gefunden.*

Marie war wahrlich sein unschuldigstes Opfer, und sie hatte es am wenigsten von allen verdient, so zu enden. Wie sehr wollte Julia doch an eine Hölle glauben, an einen Ort, an dem Gerechtigkeit und Strafe denen zuteilwurden, die Unbeschreibliches auf dieser Welt taten. Doch sie wusste es besser. Die Hölle gab es nur in den Köpfen der Lebenden, und zwar ausschließlich in denen, die ein Gewissen kannten. Menschliche Monster aber hatten kein Gewissen, kein Unrechtsbewusstsein, kein Mitgefühl. Die Welt drehte sich nur um ihre Bedürfnisse, ihre Begierden, und alles um sie herum war nur Mittel zum Zweck. Menschen, Tiere, Dinge, die man benutzen, zerstören und wie Müll wegschmeißen konnte.

Resigniert atmete Julia durch, schob die Decke komplett zur Seite und ließ sich von der nassen Hundeschnauze tröstend stupsen, während ihre Finger durch sein struppiges Fell strichen.

»Ist ja gut, Hermann-Dieter. Ist ja alles gut. War nur wieder ein böser Traum.« Der große Mischling leckte tröstend über ihre Wange, als ob er ihr nicht glauben würde. Sie lächelte und schob seinen ergrauten Kopf liebevoll zur Seite: »Gut, dass wir abseits des Dorfes wohnen, sonst wäre jetzt der halbe Ort wegen meines Gekreisches auf den Beinen. Komm, lass uns laufen gehen, mein Alter, heute Nacht werde ich kein Auge mehr zutun.«

**London, Sicherheitszentrale Collins Corp.**

Anderson lehnte sich nachdenklich zurück. Der Sicherheitschef des größten Unternehmens des Vereinigten Königreichs blendete die riesige Bildschirmwand aus, auf der landesweite Überwachungsaufnahmen aus zahlreichen Hightech-Gebäuden zu sehen waren, und blickte beunruhigt auf die zehn Kameras, die die Räume und Umgebung des Rosewood Cottage zeigten. Er machte sich Sorgen. Der einzige Alarm, der direkt und nur an ihn weitergeleitet wurde, war pünktlich kurz nach halb drei in der Nacht angegangen und hatte ihn aus dem Bett geholt. Jules Martyn, eine der beiden Überlebenden des Themsekillers, war wieder mitten in der Nacht aus dem Haus gerannt und würde, wie immer nach so einem Vorfall, stundenlang im Dunkeln joggen, begleitet von dem alten Hund, der ihr im Ernstfall keine Hilfe sein würde.

In seinen Stuhl gelehnt, streckte er den kampferprobten Körper, der nicht wie sonst in einem offiziellen Armani-Anzug steckte, sondern in legerer Sportkleidung. Nachdenklich knackte er mit den Gelenken. Der Kiefer knirschte, die Bewegung spiegelte die Rädchen, die sich in seinem Kopf drehten. Es war schwer, ihr nicht helfen zu können und nur zu beobachten. Aber das war nicht sein Fachgebiet, selbst wenn Gabriel es genehmigt hätte. Er bekämpfte physische Bedrohungen. Gegen die Geister in ihrem Kopf musste sie alleine bestehen.

Sein Blick wanderte auf die Uhr an seinem Handgelenk. Am anderen Ende der Welt, in Melbourne, war Nachmittag. Gabriels Arbeitstag neigte sich noch lange nicht dem Ende zu. Anderson lud die neuen Videodateien in den dafür reservierten Bereich der Firmen-Cloud und sandte eine kurze Nachricht an Gabriel. Er würde sich schon melden, wenn er die Daten

gesichtet hatte, auch wenn sie nichts wirklich Neues beinhalteten.

Anderson schaltete sich live in Julias leeres Wohnzimmer. Er war ihr Schatten, hatte sie über das letzte halbe Jahr liebgewonnen. Wie eine gute Freundin, eine kleine Schwester, auf die man immer ein waches Auge hatte. Es war beruhigend zu beobachten, wie sie die Tage verbrachte, mit Lesen, Yoga und der Arbeit, die sie sich von ihrem neuen Job mit nach Hause brachte.

Der Job als Leiter der globalen Sicherheit in Gabriels Corporation kam im Vergleich zu seiner Karriere als Scharfschütze und Söldner einem normalen Alltag recht nahe. Auch wenn es keine *normalen* Beziehungen in ihrer beider Leben gab. Wie auch, war Gabriels und sein Handwerk doch blutig, gefährlich und höchst illegal. Julias herzliches Lachen, während sie mit ihren Tieren spielte, erfüllte ihn mit einer ungewohnten Ruhe, einer lange verschütteten Erinnerung an so etwas wie Frieden. Der einzige Raum, den er nicht überwachte, auch wenn er es konnte, war das Badezimmer. So viel Privatsphäre war er ihr schuldig, und es war auch nicht notwendig. Die Kameras waren zu ihrem Schutz da, nicht um zu spannen. Hin und wieder fragte er sich, was sie wohl davon halten würde, wenn sie wüsste, dass sie unter Beobachtung stand.

Er war nicht überrascht, als das Anrufsymbol der FaceTime App sich aktivierte. Wie erwartet meldete sich Gabriel Collins per Videokonferenz. Das Gesicht des Geschäftsmannes hatte trotz längerem Aufenthalt Down Under keine Bräune angenommen. Sein keltisch blasser Teint war unverändert, die dunklen Haare

waren nur etwas legerer als sonst nach hinten gekämmt. Die hellgrauen Augen blickten ernst.

»Wie oft hat sie die Albträume?«, fragte er direkt und ohne Begrüßung.

»Nicht mehr so oft, aber wenn, dann heftig«, erwiderte Anderson. Er war Gabriels rechte Hand und sein Stellvertreter nicht nur in geschäftlichen Angelegenheiten. »Die Posttrauma-Therapie hat sie abgebrochen, zu Recht, wie ich meine. Sie erholt sich langsam, verarbeitet das Geschehene in ihrem eigenen Tempo und auf ihre eigene Art. Es tut ihr gut, im Haus ihrer Ziehmutter zu leben, sie scheint sich dort sicher zu fühlen.«

Gabriels Mundwinkel zuckte, für einen Augenblick flammte der alte Funke in ihm auf. Zu gerne hätte er *ihn* noch einmal getötet, noch einmal gefoltert, dieses Mal langsamer, aber es gab Wichtigeres, um das er sich kümmern musste.

»Das hört sich doch gar nicht schlecht an. Behalte Jules weiter im Auge. Sollte sich etwas zum Schlechteren verändern, weißt du, wie du mich erreichst.« Gabriels Ausdruck schien distanziert, uninteressiert, während er sprach, aber Anderson kannte ihn besser als irgendjemand sonst. Nicht nur die Sanftheit, mit der er Julias Kosenamen aussprach, ließ darauf schließen. Gabe machte sich Sorgen um Jules, sonst hätte er die Vorstandssitzung im Hintergrund nicht für den Rückruf unterbrochen.

**Tywardrock Cornwall**

Wie jedes Mal nach so einem Albtraum führte der nächtliche Streifzug Jules über die Trampelpfade ihrer Kindheit, abseits der Straßen und Wege, entlang der Klippen und durch die

bereits erwachende Natur Cornwalls. Sie rannte durch die unberührte Landschaft, als wäre der Teufel hinter ihr her, bis die körperliche Anstrengung die Spuren des Angsttraumes aus ihren Gliedern löschte und Hermann-Dieter nicht mehr mit ihr mithalten konnte. Schwer atmend stand sie auf der höchsten Klippe, die Hände in die Hüften gestützt, setzte sich an den Rand, als ihr Hund sie einholte. Der Aufruhr in ihrem Inneren legte sich langsam, während sie das Fell ihres Begleiters streichelte und dem Rauschen der Wellen lauschte. Unwirkliches Vollmondlicht schwebte über die samtige Wasseroberfläche, erschuf die Illusion einer Welt ohne Schmerzen und Leid.

Eine halbe Stunde später machten sie sich auf den Rückweg, einen langen Spaziergang entlang des breiten Sandstrandes, für den die Gegend so berühmt war.

Als sie kurz nach Tagesanbruch aus dem Wald auf die offene Wiese ihres Grundstücks trat, überholte sie der große Hund, der ihr bis dahin müde gefolgt war, und eilte hechelnd die Anhöhe hoch, die zum alten Häuschen der Familie Duncan, dem Rosewood Cottage, führte. Die Vorfreude auf die warme Stube trieb den Vierbeiner an.

Julia trottete gelassen hinterher, genoss die ersten Sonnenstrahlen, die zaghaft ihr Gesicht streichelten. Sie nahm sich die Zeit, durch Kindheitserinnerungen zu gleiten, während sie Hermann-Dieter mit halb geschlossenen Augen folgte. Es war ein Ritual, das sie immer vollzog, wenn sie sich dem Haus, dem einzigen sicheren Hafen in ihrem Leben, näherte. Eine Erinnerung daran, dass es das Gute gab, zumindest in einigen wenigen Menschen.

*Vor ihrem geistigen Auge strichen Sommerwinde durch ein buntes Meer aus wohlriechenden, sanft wogenden Wildblumen,*

*über dem unzählige Hummeln und Bienen summten. Eingehüllt in blühende Rosenranken lag das ebenerdige Häuschen aus dem siebzehnten Jahrhundert wie ein winziges Dornröschenschloss in einer Blumenwolke aus zartem Rosé auf dem Hügel. Koma, Marges stattlicher Basset-Hound-Mischling, lag schnarchend im Lavendelbeet, während Captain Jack, der einäugige Kater, auf dem Fensterbrett in der Sonne döste. Der köstliche Duft von Kokos- und Vanillekeksen lag in der Luft, mischte sich mit dem Bouquet von Kräutern, Wild- und Gartenblumen. Ein herzliches Frauenlachen drang aus dem Inneren des Gebäudes, verebbte als schwindendes Echo …*

Hermann-Dieters heiseres Bellen holte sie aus den Erinnerungen an längst vergangene Tage zurück. Sie öffnete die Augen, war wieder im Hier und Jetzt. Zärtlich strich ihre Hand über den Kopf des Hundes, bevor sie das ultramoderne Türschloss der schweren Sicherheitstür öffnete, die so gar nicht zum Rest des alten Gemäuers passen wollte. Schnell fütterte Julia die Alarmanlage mit einer langen PIN und einem Fingerabdruck, während der alte Mischling sich an ihr vorbei ins Innere drückte. Als sie ihm folgte und das Wohnzimmer des Cottage betrat, spürte auch sie, wie gut die Wärme tat. Jinx und Gem, die zwei Hauskatzen, lagen auf den Zierfliesen des Holzofens, hoben kurz prüfend den Blick und dösten weiter. Der struppige Mischling legte sich so nah an den Kamin, dass Funkenflug seinen Pelz erreichte, als Julia ein paar Scheite nachlegte, doch das schien ihn nicht zu stören.

Sie lief durch das ebenerdige Haus zur Küche, schaltete den Espressoautomaten an und nahm eine lange, heiße Dusche, bevor sie sich in Jogginghose und Sweatshirt mit einer Tasse Soja-Cappuccino auf die Couch vor dem Kamin setzte und ein Manuskript zur Hand nahm.

»Jetzt aber zurück zur Arbeit. Sonst werde ich noch eine der exzentrischen Damen, die nur mit sich selbst und ihren Haustieren reden«, sprach sie und lachte über sich selbst. *Aber wenn Gespräche mit geduldigen, tierischen Zuhörern die Albträume verblassen ließen, so konnte sie damit leben.* Die grausamen Erinnerungen kamen zwar immer seltener, aber sie erschütterten ihr seelisches Gleichgewicht noch wie am ersten Tag. Sie wusste, er war tot, er konnte ihr nichts mehr tun. Die Polizei hatte seine Überreste definitiv identifiziert. Und trotzdem lebte er weiter in ihrem Unterbewusstsein, quälte sie, ließ sie die furchtbaren Stunden wieder und wieder durchleben.

Hermann-Dieter spürte ihre Gedanken, oder es war ihm einfach zu heiß geworden am offenen Feuer. Er sprang zu ihr hoch und legte den ergrauten Kopf in ihren Schoß. Mit treuem Hundeblick sah er sie aus haselnussbraunen Augen an, was Jinx und Gem veranlasste, sich ebenfalls zu ihnen zu gesellen. Die beiden Katzen waren nach fünf Monaten immer noch eifersüchtig auf den Neuzugang aus dem Tierheim, und auch wenn sie den greisen Rüden mittlerweile tolerierten, so ließen sie ihn gerne wissen, wer zuerst da gewesen war.

Julia legte das dicke Dokument beiseite und knuddelte die Fellbündel, die es wie niemand sonst verstanden, sie von schlechten Gedanken und Angstträumen abzulenken. »Wir packen das, macht euch keine Sorgen.«

# 3

**Plymouth**

Naiv. Das ist mein erster Gedanke, als ich sie zum ersten Mal im echten Leben sehe. Zunächst wirkt es wie eine Show, wie sie durch den kleinen Blumenladen an der Strandpromenade schwebt, in ihrem altbackenen Blumenkleid, das englische Matronen in den Fünfzigern gerne getragen hätten. Auf dem Namensschild stehen neben dem Logo des Floristen nur vier Buchstaben: Ruth. Sogar ihr Name ist altmodisch. Die langen goldblonden Haare, zu einem losen Fischgrätzopf geflochten, hängen über ihrer linken Schulter. Sie trägt kein Make-up. Strahlend blaue Augen leuchten in einem von Natur aus blassen Gesicht, das jetzt schon eine zarte Bräune trägt und voller Sommersprossen ist. Ihre jugendliche Schönheit überstrahlt die biedere Aufmachung. In diesem Augenblick werden ihr die Internetbilder nicht gerecht.

Anmutig begutachtet sie jede einzelne Blüte mit geschlossenen Augen und bebenden Nasenflügeln, atmet den

Duft ein, bevor sie sie zu einem Strauß zusammensteckt. Mit versonnenem Blick und einem zarten Lächeln im Gesicht, als wäre sie verliebt oder wüsste von einem Geheimnis, das kein anderer kennt. Etwas strahlt aus ihrem Inneren durch den mausgrauen Stil. *Zufriedenheit*. *Glück*. Ich spüre, wie mein Abscheu wächst, aus dem Magen hochsteigt wie Magensäure. Die widerliche *Freude*, die sie ausdünstet, weckt meinen Jagdtrieb.

Die *Stimmen* verlangen seit einigen Wochen nach neuem Material, gehen mir auf die Nerven mit ihrem Gejammer, als wüssten sie nicht, dass man mich nicht drängen darf. Der Moment muss passen, SIE muss passen und reif dafür sein, und vor allem muss ich Lust darauf haben. Das ist jetzt der Fall. Ich schenke ihr ein verlegenes Lächeln, das bisher noch jedes Frauenherz zum Schmelzen gebracht hat. Mit Hilfe suchender Geste lege ich zwei Pflanzentöpfe auf die Theke des kleinen Blumenladens und spreche sie mit meiner sanftesten Stimme an:

»Ich glaube, ich brauche ganz dringend Hilfe.«

# 4

**London, New Scotland Yard**

Die Themse schlängelte sich träge durch London, als Danica die Westminster Bridge überquerte und ihren morgendlichen Lauf mit Dehnübungen unter der gewaltigen Statue der *Boadicea und ihrer Töchter* beendete. Die mächtige Bronzeskulpturgruppe stellte die Königin des keltischen Iceni-Stammes dar, die im Jahre 61 siegreich einen Aufstand gegen die Römer angeführt und das damalige Londinium in Schutt und Asche gelegt hatte. Es war von dem Augenblick an, als sie sie zum ersten Mal sah, ihr Lieblingskunstwerk. Eine Mutter, eine Kriegerin, die mit ihren Töchtern vor gut zweitausend Jahren für die Freiheit ihres Volkes gekämpft hatte, gegen das übermächtige Römische Reich. David gegen Goliath. Wen würde das nicht inspirieren? Grinsend musste sie sich eingestehen, sie hatte doch eine romantische Ader und eine Schwäche für Heldengeschichten der besonderen Art.

Frühling lag in der Luft, in Fauna und Flora noch nicht sichtbar, konnte Danica ihn dennoch in jeder Faser ihres Körpers spüren. Er weckte die Lust in ihr, sich noch mehr zu bewegen als ohnehin. Sie streckte die langen Muskeln, bog den sportlich sehnigen Körper nach allen Seiten. Die Kapuze ihres dunkelgrauen Sportanzugs fiel nach hinten, deckte erst jetzt auf, dass die schlanke Gestalt, die nächtens durch London joggte, eine junge Frau war. Ihre Dehnübungen wechselten zu schnellen, harten Schlägen und Fußtritten gegen einen unsichtbaren Sparringspartner.

Sie lief immer unterschiedliche Strecken entlang des Thames Path, der sich durch London schlängelte und Teil eines eingetragenen Wanderwegs von 296 km Länge war. Heute war ihre Wahl auf die Laufstrecke entlang der Southbank gefallen, da sie direkt am Fluss entlangführte und man über lange Abschnitte hinweg keine Straßen überqueren musste. Die zehn Kilometer hatte sie in Rekordzeit genommen und nicht wie sonst innegehalten, um die Einsamkeit und die sich verändernden Kulissen hinter jeder Flussbiegung zu genießen. Sie atmete tief ein, streckte ein letztes Mal den Rücken durch, während sie den Betreiber des Zeitungsstandes gegenüber dem Parlamentsgebäude beim Entladen der schweren Zeitungspakete aus einem weißen Lieferwagen beobachtete.

Er nickte ihr anerkennend zu, als sie anschließend vorbeijoggte und ihn wie jeden Morgen grüßte. Während der letzten Monate waren sie die Einzigen gewesen, die trotz der Kälte um diese frühe Stunde auf den Straßen unterwegs gewesen waren. Zwei Minuten später, keine zweihundert Meter weiter, sprintete Danica ins noch lichtlose Gebäude des Scotland Yard und die Treppen hinauf zum Hauptquartier ihrer Sondereinheit, des MID, des Murder Investigation

Departement. Stephen Lang, der Leiter der Spezialeinheit, war sonst immer der Erste im Büro, doch während seiner Abwesenheit oblag ihr die Ehre.

Das Großraumbüro lag im Dämmerlicht, als sie frisch geduscht und umgezogen aus dem En-suite-Bad der Etage trat. Aus welchen Gründen auch immer, aber es gab Duschen in den Sanitärräumen des neuen *alten* Yardgebäudes, und sie war bisher die Einzige, die sie nutzte. Sie rubbelte die feuchten langen Haare trocken, während ihre Arbeitsstationen sich aus der fast kreisrunden Arbeitsfläche erhoben und die Systeme wie von Geisterhand hochfuhren. Sie drückte auf Stimmaktivierung, sprach in den Raum, während sie zum Kaffeeautomaten schlenderte.

»Ink, lies neue Mails vor.«

Der Morgen brach an, als Danica am geöffneten Fenster zur Themse lächelnd ihren Kaffee schlürfte. Die erste Morgenröte färbte den Horizont in einen glühend roten Schein, über dem makelloses Blau leuchtete. Es würde ein kalter, aber sonniger Tag werden, vor allem aber ein ruhiger. Es gab keine Anfragen für das Team, keine Serienmorde, bei denen sie helfen konnten. Nach dem Leichenbraut-Fall hatte sich Ruhe und Routine eingeschlichen, offenbar waren doch nicht ganz so viele Serienmörder im Vereinten Königreich aktiv, wie der Polizei-Commissioner meinte.

Das Arbeiten war entspannt, sie hatten sich die Cold-Case-Akten der letzten zwei Jahrzehnte vorgenommen und gleich ein Dutzend *normaler* Mordfälle in wenigen Monaten gelöst. Eine angenehme Zeit nach der Hektik und Hetze der beiden ersten Serienkiller-Fälle, die das MID-Team zusammengebracht und dann zu einer Einheit geschweißt hatten. Sogar DCI Stephen

Lang hatte sich überraschend Urlaub gegönnt, auch wenn das gar nicht seine Art war. Alles hatte sich seit dem Fall der Leichenbräute unerwartet harmonisch gefügt. Bei dem Gedanken runzelte sich Danicas hohe Stirn, ihr Blick wurde skeptisch. Eine dunkle Ahnung erfasste sie. Es war fast zu schön, um wahr zu sein. Irgendetwas Böses war immer da, lauerte im Hintergrund, ließ die schönen Momente nur zu, damit es umso mehr schmerzte, wenn es ins Tageslicht trat und alles zunichtemachte.

Danica schüttelte das Gefühl ab. Das *Böse* war keine abstrakte Kraft, kein Teufel, keine übersinnliche Wesenheit, die den Einzelnen steuerte. Nein. Das Böse war der Mensch selbst, seine Triebe, sein aufgeblähtes, gieriges und gefräßiges Ego. Benutzen, zerstören, vergewaltigen lag in seiner primitiven Natur. Das unsichtbare *Böse* war der Sündenbock, den der Mensch sich zugelegt hatte, und die Tatsache, dass er die Verantwortung für seine widerlichen Taten gerne auf andere schob, zeugte nur noch mehr von seiner geistigen und moralischen Schwäche. Apropos Böse. Noch immer gingen ihr die Bilder des Leichenbraut-Falles nicht aus dem Kopf. Nie zuvor waren ihr bei Recherchen Kinderleichen für Sex angeboten worden. Es verfolgte sie in ihren Albträumen. Danica beschloss, bei den Kollegen nachzuhaken, ob sie den Nekrophilen-Shop im Darknet geschlossen und die Leichenverkäufer und Mörder erwischt hatten. Falls nicht, würde sie ihre Hilfe anbieten. Es gab ohnehin keine aktiven Fälle beim MID zu lösen.

Frisch rasiert, ohne seinen typischen Dreitagebart, trudelte Mark als Zweiter ins MID, dicht gefolgt vom Rest der Truppe. Danica gesellte sich zum Ermittlerteam, holte sich den zweiten

Kaffee des Morgens ab. Da nichts Dringendes anstand, fing der Arbeitstag seit einigen Wochen immer etwas später an als sonst, stellte sie grinsend fest.

»Gibt's was Neues an der Serienkillerfront?«, fragte Mark sie zwischen zwei Schluck schwarzen Kaffees.

»Nope, alles ruhig.« Sie spülte ihre Tasse aus, biss sich auf die Zunge und schluckte den witzigen Kommentar runter, den sie zu seinem neuen Look machen wollte. Die Haare auf dem Kopf rasierte er nicht mehr, stattdessen umso mehr seine Gesichtsbehaarung. Das kantige Kinn war glatt wie ein Babypopo, dafür spross auf Marks Kopf eine goldbraune Haarmatte von einem Zentimeter Dicke, deren Haarfortsatz auf den Wangen in Koteletten mündete, die in Höhe der Ohrläppchen endeten. Lediglich seinem Klamottenstil und dem schroffen Wesen war er treu geblieben. Eigentlich forderte dieser dramatische Stilwechsel geradezu scharfzüngige und amüsante Kommentare heraus, aber seit ihn seine beiden Freundinnen abserviert hatten, nachdem sie voneinander erfahren hatten, war der kernige Kollege ungewohnt dünnhäutig, was Scherze auf seine Kosten anging. Die Einzigen, die mehr oder weniger ungestraft witzeln durften, waren der Leiter des MID, Stephen Lang, und Tom Henderson, Marks langjähriger Kollege und Freund.

»Die Serienmörder sind dann wohl alle gleichzeitig mit Stephen, Angus und Paul in Urlaub gefahren«, stellte Tom amüsiert fest und rührte braunen Zucker und Milch in seinen Tee.

Der Nächste in der Warteschlange, Stephens Langs Stellvertreter Harrison, schob seine Tasse unter den Ausguss des Jura-Vollautomaten und drückte auf doppelten Espresso.

»Ich hoffe mal, das hat nichts zu bedeuten«, unkte er scherzhaft, »sonst müssen die Jungs ihren Urlaub auf unbestimmte Zeit verlängern. Wir haben ja noch mehr als genug Cold Cases, mit denen wir uns vergnügen können, oder hat einer von euch etwas gegen entspanntes Arbeiten und pünktlichen Feierabend?«

# 5

**Cornwall**

Seit dem nächtlichen Spaziergang entlang Cornwalls Küstenlandschaft hatte Julia das halbe Manuskript durchgearbeitet. Der Albtraum verblasste nach und nach, und die Tagesroutine hatte, wenn auch nur oberflächlich, übernommen, als das Klingeln des Telefons sie zusammenzucken ließ. Anrufe erhielt sie extrem selten, und wenn, dann brachten sie meistens keine guten Nachrichten.

Das Klingeln hielt an. Sie wollte aufstehen, doch durch die lange Ruhestellung im Schneidersitz waren ihre Füße eingeschlafen. Stöhnend lehnte sie sich zurück, ließ den Anrufer auf Band sprechen. Die Referendarin der Personalabteilung hinterließ eine mehr oder weniger panische Nachricht. Ein Kollege war krank geworden, und man fragte, ob sie nicht die folgenden zehn Tage für ihn einspringen könnte. Julia musste nicht lange überlegen. Eigentlich wäre ihre nächste Vorlesung in zwei Wochen fällig, aber etwas zusätzliche Ablenkung würde

den Nachhall, den der Kampf mit ihrem Peiniger während des Albtraums hinterlassen hatte, schneller verblassen lassen. Sie nahm den noch andauernden Anruf an und schaltete auf Lautsprecher, während sie durch das Wohnzimmer stromerte und Unterlagen zusammensuchte. Die Referendarin klang erleichtert, als sie Julias Stimme hörte.

»Gott sei Dank! Die Prüfungen des zweiten Trimesters stehen in einigen Wochen an, und wir können den Studenten nicht zumuten, sich alleine durch die Materie zu kämpfen. Ich bin Ihnen so dankbar, Agnes, Sie ahnen gar nicht wie sehr«, seufzte sie.

»Kein Problem. Das mache ich doch gern«, antwortete Julia. »Könnten Sie mir den Stundenplan zukommen lassen?«

»Aber natürlich, und ich kann Ihnen versichern, dass es keine Überschneidungen mit Ihren eigenen Vorlesungen gibt.« Die Personalreferendarin zögerte kurz, nahm ihren ganzen Mut zusammen, bevor sie fortfuhr. »Könnten Sie heute schon kommen?«

Julia grinste, das hatte sie schon geahnt. Sie quetschte das Arbeitsmanuskript in die antike Collegetasche.

»Selbstverständlich, ich bin schon unterwegs, dann können wir den Stundenplan besprechen und den Lehrstoff kurz abklären, den ich unterrichten soll.«

Keine zehn Minuten später verließ sie das Cottage und lief zum dunkelgrünen Land Rover Defender, den sie zusammen mit dem Haus von Marge geerbt hatte. Man hätte sie eher für eine Studentin als eine Dozentin halten können, so wie sie gekleidet war. Der übergroße Baumwollpulli hing ihr weit über die Hüfte und die ausgewaschenen Bootcutjeans. Die Cabanjacke über den Arm geworfen, knotete Julia die aschbraunen Haarsträhnen

zu einem losen Knoten und stieg in den mehr als zwanzig Jahre alten Wagen. Er entsprach zwar nicht ihrem ökologischen Anspruch, aber sie benutzte ihn ohnehin nur selten. Sich wegen eines einzigen wöchentlichen Trips von Cornwall zur Exeter University gleich ein neues Auto zu kaufen, wäre in jeder Hinsicht unvernünftig gewesen. Der gepflegte Oldtimer sah nicht nur aus wie neu, er erinnerte sie an Marge, roch sogar nach ihrem Lavendelparfüm.

Die Fahrt zur Exeter University dauerte kaum mehr als eine Stunde, da zu dieser Jahreszeit noch keine Touristenströme über die Landstraßen krochen und sie verstopften. Julia stellte den Wagen auf dem Parkplatz des Lehrkörpers ab. Der Spaziergang über das riesige Gelände des Streatham Campus, des größten der drei Campusse der University of Exeter, war für sie von Anfang an ein ausschlaggebender Grund gewesen, die Stelle als Kunstlehrerin anzunehmen. Auf einem Hügel über der Stadt Exeter gelegen, war es mit zwanzigtausend Studenten eine Stadt für sich, eine riesige Gemeinschaft, in der sie gut untertauchen konnte und nicht auffiel. Mittelalterlich anmutende Steinbauten, eines Harry-Potter-Filmsets würdig, und futuristische Gebäudekomplexe wie das Forum lagen eingebettet in alten Grünanlagen und Wald. Insgesamt wuchsen hier mehr als zehntausend Bäume, und ein beeindruckender botanischer Garten erstreckte sich auf über hundertvierzig Hektar. Nicht umsonst trug Streatham den Titel Englands schönster und zugleich grünster Campus.

Julias Weg führte vorbei an Studentenwohnheimen und Unterkünften für Doktoranden, lachenden Studenten, ernst dreinblickenden Nachwuchswissenschaftlern und Verliebten, die Hand in Hand schlenderten und Vorlesungen schwänzten.

Das vibrierende Leben, das sie hier umgab, kam ihr vor wie eine abgeschottete Heile-Welt-Blase, eine Realität abseits der Realität. Junge Menschen, die sich auf ein ganzes Leben freuten, mit einer Unbekümmertheit, die sie selbst nie hatte kennenlernen dürfen. Vielleicht lag es auch nur an dem Frühlingswetter und den ersten Schneeglöckchen und Narzissen, die sich zaghaft aus dem englischen Rasen erhoben und so etwas wie Glück und ein Gefühl der Geborgenheit aufkommen ließen. Der Nachhall des Albtraums verblasste immer mehr.

»Agnes, warten Sie!«

Gedankenverloren eilte Julia weiter auf das Verwaltungsgebäude zu. Schwerer, pfeifender Atem näherte sich ihr von hinten, sie trat automatisch zur Seite, um den Jogger, wie sie meinte, vorbeizulassen. Sie spürte eine Hand auf ihrer Schulter, blieb stehen und sah überrascht in Professor Morrisons rotes Gesicht, der nach Atem ringend, neben ihr stehen geblieben war.

»Agnes.« Er schnappte nach Luft. »Sie werden mich noch umbringen mit dem Tempo. Haben Sie mich denn nicht rufen hören?«

Julia spürte, wie Hitze sich in ihren Wangen sammelte, ahnte, dass ihre Gesichtsfarbe nun der des Professors ähnelte. Außer Atem stand das sprichwörtliche Abbild eines englischen Gentlemans in fortgeschrittenem Alter nicht ganz so würdevoll neben ihr, strich sich verlegen durch die makellos frisierte graue Haarpracht, um von seiner Unsportlichkeit abzulenken. Selbstverständlich hatte Julia sein Rufen gehört, doch wenn sie nicht bewusst darauf achtete, reagierte sie nicht auf den Namen.

*Agnes.* Ein Leben lang war diese Person nur auf dem Papier von Julias Taufschein existent. Außer ihrer *Mutter* hatte

niemand sie jemals so gerufen, und wenn diese es tat, so klang es immer wie ein Fluch, den die Frau, die sie geboren hatte, zwischen den Zähnen hindurchpresste.

Schon als junges Mädchen hatte *Agnes* sich mit ihrem Zweitnamen Julia, dem einzigen Vermächtnis ihrer Großmutter, vorgestellt, versucht, sich dadurch ihr eigenes ICH aufzubauen und zu bewahren. Bis zur Pubertät hatte sie regelmäßig Prügel dafür bezogen, doch als ihre Mutter endlich einen standesgemäßen Mann fand und sie in ein Internat abschieben konnte, löste das Julias Probleme. Auf unerwartete Weise. Sie hasste den Namen, den ihr die Mutter, eine christliche Fanatikerin, gegeben hatte. Agnes, die Märtyrerin. So als wollte sie sie zeichnen und ihr die von ihr gewählte Bestimmung aufdrücken.

*Welch eine Ironie! Sie nutzte nun ausgerechnet diesen Namen, um nicht von der Welt als Märtyrerin und Leidende betrachtet zu werden.* Sie war kein Opfertyp, wollte kein Mitleid in den Augen der Menschen sehen, die sie anblickten, wollte nicht für den Rest ihres Lebens das letzte Opfer des Themsekillers sein. Die Frau, die es überlebt hatte. Stephen hatte sie zuletzt so angesehen, und es schmerzte sie mehr als die Erinnerung an die Vorfälle. Es war, als würden die Menschen nicht mehr sie sehen, die Person dahinter, sondern nur das, was ihr passiert war, was man mit ihr gemacht hatte. Als sie sich hier bewarb, wollte sie ein unbeschriebenes Blatt sein, sich neu erfinden, so gesehen werden, wie sie als Mensch und Dozentin war.

Da von ihr während der Themsevampir-Morde keine klaren Bilder in Presse und TV veröffentlicht wurden, ahnte niemand an der Fakultät von ihrer wahren Identität. Nur der Dekan und die Personalabteilung wussten Bescheid. Das Leben schien

wieder in geregelten Bahnen laufen zu wollen, seitdem sie die Stelle angenommen hatte. Die Wut auf ihre Mutter war über die Jahre verblasst, und der Name Agnes war nunmehr nur ein Name, nichts weiter. Sie musste sich lediglich daran gewöhnen, dass man *sie* damit meinte, so wie gerade eben. Zögerlich versuchte sie, sich bei dem Studienleiter zu entschuldigen.

»Es tut mir leid, Professor Morrison. Ich war in Gedanken bei den Vorlesungen, die ich für einen Kollegen übernehmen soll.«

Der elegante Herr im karierten Dreiteiler aus feinem schottischen Zwirn hob erfreut die Augenbrauen.

»Ah, dann springen Sie für Nigel ein? Das ist ja wunderbar. Ich hoffe, die zusätzlichen Vorlesungen und Verpflichtungen machen Ihnen keine Umstände oder durchkreuzen irgendwelche privaten Pläne?« Morrison lächelte sie freundschaftlich mit einem Augenzwinkern an. »Es ist ja sehr kurzfristig, und ihr jungen Leute habt doch immer etwas vor.«

»Dieses Mal nicht, die zusätzlichen Stunden kommen mir ganz gelegen.« Sie liefen nebeneinander in Richtung Forum. »Und was wäre ich für eine Kollegin, wenn ich nicht einspringen würde?«

Julia lauschte mit geschlossenen Augen, genoss ihre Mittagspause und die Sonnenstrahlen des aufkommenden Frühlings auf ihrer Lieblingsbank. Das Plappern und Gelächter der Studenten, die vorbeiliefen, auf der angrenzenden Wiese picknickten oder die Partypläne des anstehenden Wochenendes besprachen, blendete sie aus. Sie konzentrierte sich stattdessen darauf, einzelne Vogelgesänge aus dem Gezwitscher, das aus den dichten Baumkronen und umliegenden Büschen drang, herauszufiltern. Das war etwas, das ihr Marge beigebracht hatte,

sich auf das Wesentliche zu fokussieren. Dann verblasste das, was sie bedrückte, zumindest für die Zeit, in der sie sich konzentrierte. Heute wusste sie, dass das eine Art Meditation war. Sie atmete tief ein. Die Spatzen schienen im ersten Moment am lautesten, doch sie konnte in der scheinbaren Kakofonie auch Stieglitz, Star, Grünfink und zeternde Amseln ausmachen. In der Ferne schlug ein Specht.

Sie spürte einen Schatten auf ihrem Gesicht, öffnete die Augen und schirmte sie mit der Handfläche vor der Sonne ab, um zu sehen, wer vor ihr stand.

»Darf ich mich zu Ihnen gesellen?«, fragte Professor Morrison höflich.

»Selbstverständlich. Bitte.« Julia rückte etwas zur Seite, nahm ihr verpacktes und unangetastetes Sandwich in den Schoß.

»Ich hoffe, ich störe nicht, aber Sie sahen so zufrieden und entspannt aus, dass ich dachte, das könnte auf mich abfärben.« Er setzte sich auf den frei gewordenen Platz, holte aus seinem Aktenkoffer Obst und ein Sandwich.

»Was gibt es bei Ihnen zu Mittag, Agnes?« Er biss in einen polierten kleinen Apfel.

Sie lächelte.

»Falls ich heute doch noch hungrig werden sollte, ein hausgemachtes Sandwich mit gegrilltem Gemüse und Chili-Senf-Soße.«

»Das klingt nicht nur gesund, sondern auch lecker. Ich habe nur ein trockenes Bacon-Schnitzel-Käse-Sandwich aus der Kantine. Wollen wir tauschen?«, meinte er halb im Scherz und schaffte es tatsächlich, ihr ein Lächeln zu entlocken. Sie reichte ihm ihr belegtes Brot.

»Hier, Sie können es gerne haben, aber ich will Ihr Herzinfarkt- und Demenzfutter nicht. Schmeißen Sie das besser gleich in die Tonne.«

Professor Morrison ließ sich nicht bitten, mehr, um mit ihr im Gespräch zu bleiben, als um ihr wirklich das Mittagessen abzuknöpfen.

»Ich bin so frei, Ihr Angebot anzunehmen, ein Mann in meinem Alter sollte auf seine Gesundheit achten.«

»Kein Kommentar, Sie wollen doch nur nach Komplimenten haschen für Ihre immer noch sportliche Figur«, kommentierte Julia mit mahnendem Blick und wandte sich ab, denn es war unhöflich, jemanden beim Kauen zu beobachten.

Stattdessen betrachtete sie den vor ihnen ausgebreiteten grünen Campus. Sie mochte den charmanten alten Gentleman. Schon am Tag ihres Bewerbungsgesprächs, als sie selbst noch unsicher war, ob sie den Job, für den sie sich bewarb, überhaupt wollte, hatte er sie väterlich unter seine Fittiche genommen und ihr das Universitätsgelände gezeigt, ganz so, als ob sie den Job schon in der Tasche hätte. Dabei war sie kurz davor gewesen, den Bewerbungstermin sausen zu lassen, als sie sich zum ersten Mal trafen. Sie stand unschlüssig vor dem futuristischen Forumsgebäude und drehte sich abrupt um, um zurück zum Parkplatz zu laufen und mit einer fadenscheinigen Ausrede per Telefon abzusagen, als sich ihre Köpfe, wortwörtlich, trafen. Seine sympathische und freundliche Art überzeugte sie, dass es das Richtige für sie war und dass sie sich in der Universität zu Hause fühlen würde. Und er hatte recht behalten.

Sein genießerisches Schmatzen zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie fragte sich öfters, ob er solche Dinge absichtlich tat, um Reaktionen zu provozieren und um sein Umfeld zu amüsieren, oder ob er einfach nur exzentrisch war.

»Schmeckt's?«, fragte sie entsprechend.

»Ausgezeichnet«, meinte er und wischte sich sein perfekt rasiertes Kinn mit einem Stofftaschentuch ab, auf dem seine Initialen dezent eingewebt waren. Dann lehnte er sich wie Julia zurück, sah in die Ferne, sprach mit ernster Stimme, die sie so von ihm gar nicht kannte.

»Agnes, mein Kind, darf ich Sie etwas Persönliches fragen?«

»Dürfen Sie, Professor, wenn es nicht um mein Liebesleben geht«, versuchte sie zu scherzen, doch Morrison ging nicht darauf ein. Julia schwante Böses, das konnte tatsächlich ein ernstes Gespräch werden.

»Da ist immer etwas Trauriges in Ihrem Ausdruck …«, begann er, wurde harsch von ihrem aufgesetzten Lachen unterbrochen.

»Das bilden Sie sich ein, ich bin einfach nur ernst, denke über die nächste Vorlesung nach oder über einen Studenten, der meine Hilfe brauchen könnte.«

Er schüttelte sanft den Kopf.

»Das glaube ich Ihnen nicht. Ich habe sie beobachtet. Selbst jetzt, als sie hier mit geschlossenen Augen die Sonne genossen haben, lag eine undefinierbare Traurigkeit in Ihrem Ausdruck.«

Julia sagte nichts. Er hatte wahrscheinlich recht, auch wenn sie das wohl unbewusst ausstrahlte. Der Studienleiter klang besorgt, glaubte vielleicht, sie wäre depressiv. Das war nicht verwunderlich, so schnell, wie sie ihm ins Wort gefallen war und es verneint hatte. Ertappt, aber nicht ganz so, wie er dachte.

»Professor Morrison, ich war schon immer ein nachdenkliches Kind, als Erwachsene hat sich das nicht geändert. Vielleicht wirke ich nur so, inmitten all des Lachens und der aufblühenden Jugend, die uns hier umgibt. Im direkten Vergleich hierzu mag ich eine gewisse Melancholie

ausstrahlen.« Sie zeigte auf die Wiese und die Studenten, die sich darauf befanden. »Ich versichere Ihnen, ich bin nicht depressiv, Sie müssen sich keine Sorgen machen.«

Seine Hand ergriff die ihre, drückte sie freundschaftlich, als hätte er verstanden, was sie eigentlich nicht sagen wollte.

»Ich verstehe. Aber Sie sollen wissen, wenn Sie doch darüber reden wollen, so steht Ihnen meine Tür jederzeit offen. Was Trauer angeht, bin ich ein Veteran.«

Sie sah ihn verwundert an. Er sank etwas in sich zusammen, zumindest schien es Julia so. Seine Stimme wurde leiser, fast tonlos.

»Meine geliebte Frau ist vor drei Jahren, zwei Monaten und vier Tagen verstorben. Mir kommt es vor, als wäre es gestern. Ich kämpfe immer noch gegen die Leere, die sie hinterlassen hat. Wir waren dreiundzwanzig Jahre verheiratet. Die Traurigkeit überfällt einen dann, wenn man es am wenigsten erwartet. Aus dem Hinterhalt. Bei Sonnenschein und unter lachenden Menschen oder wenn wir in unser leeres Heim zurückkehren.« Tränen glitzerten in seinen blauen Augen, als er sie direkt anblickte, nun verströmte er Schmerz. Sein sonst fast jugendliches Gesicht wirkte grau, und die Falten in der gepflegten Haut schienen tiefer.

»Also, liebes Kind, falls Sie mit jemandem über ihre Traurigkeit sprechen wollen, ich bin ein guter Zuhörer.«

»Versprochen.« Sie lächelte ihn an, und ihre Antwort war nicht einmal gelogen. Wenn überhaupt, war Morrison der Einzige, mit dem sie derzeit über solche Dinge sprechen konnte.

»Dann werde ich Sie jetzt nicht länger mit meinem Geschwätz belästigen«, versprach er und erhob sich.

Sie wollte, schon allein aus Höflichkeit, erwidern, dass er sie absolut nicht belästigte.

Aber es wäre nicht ganz die Wahrheit gewesen.

Im Grunde genoss sie es, allein hier zu liegen.

Er winkte ihr noch einmal zu, bevor er aus ihrem Blickfeld verschwand.